

POETA CHRISTIANUS

Von Kurt Ihlenfeld

Die Kirche baut Gotteshäuser, aber keine Musentempel. Sie baut heute sehr moderne Gotteshäuser, und zwar in großer Zahl. In diesen hat dann auch eine der Künste ihre sichere Herberge: die Musik. Kirchenbau und Kirchenmusik werden wie Geschwister empfunden und entsprechend gehegt und gepflegt. Kongresse und Zeitschriften kräftigen und fördern den Bund. Ein wenig partizipieren daran auch Malerei und Plastik. Experimente werden ebensowenig gescheut wie hohe Bausummen. Eine kunstfreudige Kirche setzt Architekten, Maler, Bildhauer in Bewegung und Nahrung, vergibt Werkaufträge an Komponisten und Chöre, veranstaltet diesbezügliche Wettbewerbe, stellt ihre eignen Bauprobleme und -aufgaben zu öffentlicher Debatte. Was will man mehr?

Nun nennt sich die evangelische Kirche auch Kirche des Wortes - hat sie ein ebenso glückliches, positives, fruchtbares Verhältnis zur Wortkunst, zur Dichtung, zur Poesie? Offenbar nicht. In den ersten Jahren nach dem Kriege noch und erst recht in den dreißiger Jahren war zwar viel von »christlicher Dichtung« die Rede, wetteiferten die Konfessionen miteinander im Bemühen, der christlichen Lyrik, dem christlichen Roman, dem christlichen Drama, wo immer sich Ansätze dazu regten, eine Chance zu geben, Hilfe zu gewähren. Die katholische Kirche offensichtlich mit größerem Erfolg, breiterer Wirkung als die evangelische. Bei uns ist es seit etwa einem Jahrzehnt üblich geworden, wie auf Grund stillschweigender Vereinbarung, von christlicher Dichtung lieber nicht mehr zu sprechen, sie geflissentlich dem Oberbegriff »moderne Dichtung« zu subsumieren. Es macht fast den Eindruck, als schämte man sich dieser früher so lebhaft umworbenen Sache. Ich erinnere mich, vor etwa sechs Jahren in einem evangelischen Wochenblatt ein Bischofswort gelesen zu haben, wonach das Ende der christlichen Dichtung gekommen sei . . .

Wie weit dieses Mißbehagen gediehen ist, wurde beim Ableben Rudolf Alexander Schröders ungemein deutlich, der nun einmal ein christlicher Dichter war und sein wollte. Wiederum war es eine bekannte evangelische Wochenschrift, die in ihrem Nachruf für Schröder zwar seine frühen Versuche auf dem Gebiete des Chansons kräftig würdigte, für seine späteren Beiträge zum Kirchenlied jedoch keine Zeile aufbrachte. Sie versagte sich auch, eins von Schröders vielen geistlichen Gedichten abzudrucken, sein Bildnis wiederzugeben. Ein kleiner Aufsatz unterm Strich - das war alles. Während man in der darauffolgenden Nummer dem jungen Avantgardisten Martin Walser eine ganze Seite widmete, mit großem Foto und mit Vor-

schußlorbeeren für sein bei den Berliner Festwochen uraufgeführtes, aber den Lorbeeren zum Trotz wenig erfolgreiches Zeitstück »Eiche und Angora«. Das »Moderne« hat es in unsern christlichen (evangelischen) Blättern leichter als das »Christliche«. Man möchte um keinen Preis für unzuverlässig in bezug auf Modernität gelten. Mit dem Christlichen hat es nicht die gleiche Eile. Natürlich wird diese Feststellung dem nun schon stereotyp gewordenen Einwand begegnen, daß das Christliche - als Begriff und Sache - fragwürdig (problematisch) sei. Als ob das Moderne nicht mindestens ebenso fragwürdig (problematisch) wäre! Um es denn, im Anschluß an das eben erwähnte Beispiel, auf eine Formel zu bringen: Walser - ja, auf alle Fälle. Schröder - nein, lieber nicht.

So sieht sich heute zwar nicht der Dichter als solcher - nein, das nicht, der nicht -, wohl aber der christliche Dichter in die Rolle des Poeten in Schillers Ballade »Die Teilung der Erde« versetzt: »Ganz spät, nachdem die Teilung längst geschehen, / Naht der Poet, er kam aus weiter Fern - / Ach! da war überall nichts mehr zu sehen, / Und alles hatte seinen Herrn.«

Schon legt sich der Schleier des Vergessens über Namen wie Reinhold Schneider und Jochen Klepper, Siegbert Stehmann und Elisabeth Langgässer. Sie werden ins Dunkel der Kulissen abgedrängt, auf der Bühne ist nur noch Platz für - nun ja, für die modernen, für die jüngsten Damen und Herren. Undank ist der Welt Lohn. Undank ist auch der Kirche Lohn.

Es kann keine Rede davon sein, daß die Problematik »christlicher Dichtung« den genannten und anderen an ihr interessierten Autoren nicht bewußt gewesen wäre. Schneider, Klepper, Schröder und mancher andere haben reichlich darüber nachgedacht, haben sich die Sache keineswegs leicht gemacht - im Gegenteil, sie haben sie sich schwerer gemacht als die über ihrem Werk zu Gericht sitzenden Besserwisser, seien diese Theologen oder Literaten. Hier und heute soll von Rudolf Alexander Schröder die Rede sein. In dankbarer Erinnerung daran, daß es die Luther-Gesellschaft war, die diesem Dichter als erste - denn Evangelische Akademien gab es damals, anfangs der dreißiger Jahre, noch nicht - Aufmerksamkeit schenkte, ihm vielfache Gelegenheit gab, mit Theologen und Pfarrern ins Gespräch zu kommen. Unvergessen bleibt die souverän-verbindliche (verbindende) Art, wie D. Althaus - dem diese Erinnerung zugleich als Gruß zu seinem 75. Geburtstag zgedacht ist - damals die Fäden zwischen beiden Parteien knüpfte, entwirrte und immer in lockerer wie fester Hand zusammenhielt. Schröder bewunderte das sehr. Schreiber dieser Zeilen darf in aller Bescheidenheit hinzufügen, daß er von Anfang an an jenem Gespräch mitbeteiligt war: Luther-Gesellschaft und Eckartkreis zeichneten ja gemeinsam verantwortlich für den Versuch, eine neue Begegnung herbeizuführen zwischen der Kirche des Wortes und den Künstlern des Wortes.



Das ist nun gewiß lange her, und es wäre zwecklos, lange dabei zu verweilen. Gemessen an den Möglichkeiten der Akademie-Arbeit heute, nimmt sich unser damaliges Experiment ziemlich improvisatorisch aus. Doch hatte es immerhin die besondere Note, daß es in eine Zeit fiel, in welcher derartige und ähnliche Experimente ihre gefährliche Seite hatten. Sapienti sat. »Christliche Dichtung« war damals, eben wegen dieser Zeitsituation, primär nicht Problem, sondern Existenz. Schröder also schrieb Kirchenlieder. Heute rümpfen junge Theologen darüber die Nase, mokieren sich über Archaismen, reformatorische Patina und was nicht noch, wodurch Schröders Lieder sich für heutige Bedürfnisse als unbrauchbar erweisen sollen. Nirgends zeigt sich aber ein Ansatz von eigenständigen Versuchen, die große Tradition auf moderne Weise fortzusetzen, nicht die leiseste musische Regung macht die höhnische Kritik glaubwürdig, mit welcher man Schröders Mühen bedenkt.

Mühen, jawohl. Wenn erst Schröders Briefe der Öffentlichkeit zur Kenntnis kommen werden, dürfte ein Erstaunen darüber anheben, welche Mühe es sich der alternde, der alte Dichter hat kosten lassen, Kirchenlieder zu schreiben. Aber schon jetzt braucht man nur zur Kenntnis zu nehmen, was er zu diesem Thema theoretisch in seinen »Reden und Aufsätzen« verlautbart hat. Er war ein poeta doctus. Ist das ein Grund zu minderer Einschätzung? Gehört nicht zur Poesie auch das Nachdenken über Poesie? Würde man alles, was von christlichen Dichtern der letzten drei Jahrzehnte zur Theorie der christlichen Dichtung geschrieben wurde, einmal zusammenfassen - es ergäbe sich ein stattlicher Band, eine aufregende Lektüre.

Schröder befaßte sich mit dem evangelischen Kirchenlied zu einer Zeit, als sich nicht einmal die wissenschaftlichen Theologen damit mehr befaßten. Nämlich in den zwanziger Jahren. Damals entstanden die glänzenden Monographien über Fleming, Heermann, Rist, damals der schöne Vortrag über das deutsche Kirchenlied, die Studie über »Die Kirche und ihr Lied«. Er besaß eine Menge Erstausgaben barocker Dichter, nicht bloß zum Schmuck des Hauses: er las und lebte darin. (Neben der Arbeit am Homer und Vergil und Horaz.) Er kam also nicht mit leeren Händen nach Wittenberg, wo unsre Dichter- und Theologen-Tagungen stattfanden.

Er hätte sich auch anderswohin wenden können. Weder Lorbeeren noch Kunstpreise erwarteten ihn in unserem Kreise. Wohl aber: Mißverständnis, Mißtrauen, amusisches Vorurteil, Angst vor der Kunst und ähnliches.

Trotz des modischen und modernistischen Gepräges einiger christlicher Feuilletons, trotz der Universalität unserer Akademie-Programme hege ich Zweifel, ob sich in dieser Hinsicht viel geändert hat, ob an die Stelle der Musenfeindlichkeit eine unbefangene Freundschaft der Kirche mit den allerdings schwer zu bändigenden Damen getreten ist. Allmählich wandte sich damals das Blatt, drang der Dichter durch den Vorhang der kirchlichen Kon-

vention. Er hatte nicht nur allerlei Studien zum Kirchenlied getrieben, er hatte sich auch in der Bibel umgesehen und einige einschlägige Literatur gelesen. Ich möchte seine Abneigung gegen die Bultmannsche Richtung nicht dramatisieren, möchte lieber im Vorbeigehen darauf hinweisen, daß Schröder von Goethe herkam und bei Goethe einiges für den Umgang mit der Tradition und ihren Texten gelernt hatte. »Dichtung und Wahrheit«, III, 12 zum Beispiel, wo es heißt:

»Wenn ich mich nun, teils aus Neigung, teils zu dichterischen und anderen Zwecken, mit vaterländischen Altertümern sehr gern beschäftigte und sie mir zu vergegenwärtigen suchte, so ward ich durch die biblischen Studien und durch religiöse Anklänge von Zeit zu Zeit wieder abgelenkt, da ja Luthers Leben und Taten, die in dem sechzehnten Jahrhundert so herrlich hervorglänzen, mich immer wieder zu den heiligen Schriften und zu Betrachtung religiöser Gefühle und Meinungen hinleiten mußten . . . Schon damals hatte sich bei mir eine Grundmeinung festgesetzt, ohne daß ich zu sagen wußte, ob sie mir eingefloßt, ob sie bei mir angeregt worden, oder ob sie aus eigenem Nachdenken entsprungen sei. Es war nämlich die: bei allem, was uns überliefert, besonders aber schriftlich überliefert werde, komme es auf den Grund, auf das Innere, den Sinn, die Richtung des Werkes an; hier liege das Ursprüngliche, Göttliche, Wirksame, Unantastbare, Unverwüstliche, und keine Zeit, keine äußere Einwirkung noch Bedingung könne diesem inneren Urwesen etwas anhaben, wenigstens nicht mehr als die Krankheit des Körpers einer wohlgebildeten Seele . . . Ich hatte die Bibel, wie bei dem Religionsunterricht der Protestanten geschieht, mehrmals durchlaufen, ja, mich mit derselben sprungweise, von vorn nach hinten und umgekehrt, bekannt gemacht. Die derbe Natürlichkeit des alten Testaments und die zarte Naivität des neuen hatte mich im Einzelnen angezogen, als ein Ganzes wollte sie mir zwar niemals recht entgegenreten, aber die verschiedenen Charaktere der verschiedenen Bücher machten mich nun nicht mehr irre: ich wußte mir ihre Bedeutung der Reihe nach treulich zu vergegenwärtigen und hatte überhaupt zu viel Gemüt an dieses Buch verwandt, als daß ich es jemals wieder hätte entbehren sollen. Eben von dieser gemütlichen Seite war ich gegen alle Spöttereien geschützt, weil ich deren Unredlichkeit sogleich einsah. Ich verabscheute sie nicht nur, sondern ich konnte darüber in Wut geraten . . .«

Denkt man von diesen Sätzen zu Schröder hin, vergegenwärtigt sich, was er theoretisch und poetisch zu diesem Thema beigetragen hat, so erscheinen sie einem wie ein Programm, von dem aus er vorging und weiterging. Luthers Leben und Taten: auch ihm bedeuteten sie einen mächtigen Anstoß zu eigener »ewiger Bewegung«. Sein Gedichtband »Mitte des Lebens«, 1930, gibt davon Zeugnis. Schröder hatte zwischen 1920 und 1930 ganz auf eigene



Frederic Alexander Davidson

Faust Luther wiederentdeckt, hatte sich selber in Luthers Gottesringen gefunden: »Horch, mitten aus dumpfem Erliegen / Bricht seliger Lobgesang« (S. 68). Religiöser Anklang, sagt Goethe. Ein gewiß behutsamer Ausdruck für mehr, als man zunächst dahinter vermuten möchte. Schröder erfuhr das während seines fünften Lebensjahrzehntes: sein »tolle, lege«. Es wurde zum vollen Orgelton seiner zweiten Lebenshälfte. Man muß es schon wahrnehmen, wenn man seiner »geistlichen Lyrik« gerecht werden will. Und was man dem Franzosen Claudel zubilligt, wird man dem Deutschen Schröder wohl nicht gut verweigern können.

In Goethes Text fällt auf, mit wie tastenden, die Sache immer neu umschreibenden Ausdrücken er von jener »Grundmeinung« spricht. Grund, Inneres, Sinn, Richtung - das Ursprüngliche, Göttliche, Wirksame, Unantastbare, Unverwüstliche. Was verbirgt sich dahinter? Sicher doch auch das Gefühl für die »Unausdrückbarkeit«, also kurz das Geheimnis der Sache! Eben davon war auch Schröder angerührt und verteidigte es gegenüber den am Geheimnis leicht vorbeidenkenden, vorbeiredenden Theologen, gegen die Fühllosigkeit der Philologen. Er hatte Erfahrungen am Homer gemacht. Seine Briefe an Hofmannsthal und Borchardt spiegeln diese wider. Nun geriet er an die Bibel und fand sich auch hier zur Verteidigung des »inneren Urwesens« aufgerufen. Gemeint war damit sowohl ihre Sprachgestalt - auch die deutsche - als auch ihr Sinngehalt, ihre Entelechie, könnte man mit Goethes Ausdruck sagen. Und schließlich hatte auch er, Schröder, an der Bibel Erfahrungen gemacht, die es nicht mehr zuließen, der Kritik das erste Wort zuzubilligen. Vielleicht, wer weiß, machte sich da auch ein leises pietistisches Erbe bei ihm geltend. Das bleibe dahingestellt. Alles in allem - er war einverstanden mit Goethes Programm und ging nun an dessen Ausführung, theoretisch wie dichterisch. Derart gestimmt und gerüstet, stieß er im Jahre 1934 in Wittenberg zu der kleinen Schar von Theologen und Autoren, um hinfort - auf Dichterseite - die eigentliche Säule des Unternehmens zu bleiben.

Goethe nennt dann Voltaire, und nun war Bultmann ja kein Voltaire, wurde von Schröder auch nicht dafür angesehen. Doch wütend konnte er, Schröder, auch werden - dann nämlich, wenn er bemerkte, daß die historisch-kritische Erforschung der Schrift zu Ergebnissen kam - im Einzelnen wie im Ganzen -, die Goethes oben zitiertes »Grundmeinung« zu nahe traten. War das falsch gesehen? Oder hätte nicht umgekehrt die Bibelwissenschaft einigen Grund, sich bei den Dichtern, die mit der Bibel umgehen, darüber zu orientieren, auf welcher »Grundmeinung« dieser ihr Umgang beruhe? Dichterische Erkenntnis darf wohl mindestens zusätzlich zur philologischen hinzutreten? Oder ist die philologische prinzipiell die sachgemäßere und sachnähere gegenüber der dichterischen? Schröder trat in den Theologenkreis damals als Vertreter der dichterischen Grundmeinung und verfocht sie - das

sei ihm noch heute, noch in dieser Stunde gedankt! - mit der Sicherheit, die ihm die eigene Erfahrung ebenso wie die Berufung auf Goethes Vorgang eingab. Der Saal des Lutherhauses verwandelte sich eines Tages in eine Arena, einen Turnierplatz, als Schröder in der Frage der Bibelrevision mit keinem Geringeren als dem Berliner Neutestamentler Hans Lietzmann zusammengeriet - wer es miterlebte, wird sich der Stunde erinnern, eines wahrhaft großartigen Momentes inmitten des vielen kleinkalibrigen und klein-karierten Palavers, zu welchem die Kirche leider durch die nationalsozialistischen Albernheiten genötigt wurde (Rosenberg, Bergmann, Ludendorff, Frenssen undsoweiter - heute alles Makulatur). Das heißt: Schröder brachte auch einen hohen (zugleich wunderbar urbanen) Stil mit in das Gespräch, in die Debatte. Um von diesem wenigstens einen leisen Begriff zu geben, zitiere ich aus seinem Beitrag zu dem 1938 von mir herausgegebenen Sammelwerk »Das Buch der Christenheit« ein paar Sätze:

»Ist es denn wirklich so unmöglich und so schwer, den Philister, der aus seinem eigenen sprachlichen Unvermögen vorschnell auf das des Gründers und Meisters seiner Sprache schließen möchte, mit der hochwohlweisen Nase auf die Tatsache zu stoßen, daß es nicht anstehe, an die Bibel und ihre Sprache heranzugehen wie an irgend beliebige politische, belletristische oder sonst gemeinverständliche Lektüre und vom Heiligen Geist zu verlangen, daß er sich mit der methodischen Hausbackenheit eines Schulmannes und Zeitgenossen ausdrücke. - Der Stand unserer heutigen Sprache ist gegenüber dem der Sprache Luthers kein gehobener und bereicherter, sondern ein gesunkener und verarmter trotz des Anwuchses von abstrakten Kunstworten und gängigen Redewendungen, die weiter nichts sind als sprachliche Jungfernzeugung und Windeier. Angesichts dieses von niemandem zu bezweifelnden Standes hat kein Konsortium der Welt, kein Gremium von Männern, deren keiner als Stilist dem Sprachmeister unsrer Bibel auch nur das Wasser reichen könnte, das Recht, wegen unzeitigen Geschreies der Hinz und Kunz - auch der gelehrten Hinz und Kunz - Luthers bare Münze in die Rechenpfennige zu verschlechtern, mit denen heute bei uns leider Gottes auch der geistige Verkehr an Zahlungs Statt vorlieb nimmt.«

Ein anderes Beispiel von Schröders Weise, mit Texten umzugehen, entnehme ich seinem Wittenberger Vortrag über »Das Deutsche Kirchenlied« 1937, es sind die Schlußsätze:

»Die Woge geistlicher Erhebung, die den frühesten Aufstieg unserer deutschen Dichtung eingeleitet hat und seither vom Nibelungenlied bis zum Simplicissimus und Faust unendliche Schätze des Gedankens, des Gefühls und der beseelten Verkündigung aus dem unermeßlichen Reichtum ihres Schoßes gespendet hat, alles deutsch-christliche Geistesgut mit der ihr eigenen Färbung und dem ihr eigenen Gehalt tingierend, hat noch nicht angefangen zu

verebben. Nach wie vor gilt für unsre Dichtung das Wort, um dessentwillen allein man Goethe für einen unsrer »geistlichen« Dichter erklären dürfte, wenn er nicht auch sonst sich vielerorts als solchen bezeugt hätte:

Heilige Poesie,
Himmelan steige sie!«

So hatte bisher niemand zur Bibelrevision und zum Kirchenlied gesprochen. Schröder sprach als Dichter, als Meister des Wortes, als Fachmann zugleich und Begeisterter. Ihm standen die Tränen in den großen blauen Augen, als er die beiden Faustzeilen zitierte. Und - ich füge das gewissermaßen »beiseite« hinzu, wie die Anweisung in den klassischen Dramen lautet -: ihm gingen erst recht die Augen über, wenn er den Namen aller Namen aussprach, unter welchen er sich mit seinen Kirchenliedern stellte, sein »Jesu Juva«. »Beseelte Verkündigung« - um die ging es ihm. Und ich plaudere wohl kein Geheimnis aus, wenn ich hier sage, daß von solcher heute wenig mehr im evangelischen Christentum zu spüren ist. Hat man dann aber ein Recht, dem Dichter von oben herab seinen Mangel an »Modernität« zu bescheinigen, wie das immer wieder mit einer Art von dummer Hartnäckigkeit geschieht?

Man halte die beiden Schröder-Zitate zusammen mit dem aus »Dichtung und Wahrheit« - dann hat man die Richtung, in welcher sein Kunstdenken als christlicher Dichter verlief. Die Dinge sind tief, sie waren bei Schröder tief gefühlt, bewahrt, umworben. Er konnte in Wut geraten, wenn er sie bei Theologen oberflächlich gehandhabt sah. Ich hatte nicht die Absicht, ihm einen literarischen Nekrolog zu widmen, ich wollte für seine Person etwas tun, die unter uns war mit sonst kaum noch vorhandener Leidenschaft: wollte den Anstoß mit- oder nachempfinden lassen, den er gab, als Dichter und als Sprecher, als Deuter von Texten, die von langem Gebrauch, von langer Interpretation schon glatt geschliffen sind. Schröder haßte diese Glattheit, er hielt es in diesem Punkte mit Esau gegen Jakob. Wenn er auch in Bultmann gerade keinen Voltaire sah: etwas wie »Aufklärung« witterte er doch in aller Entmythologisierung. Allein schon die Anfangssilbe »Ent-« machte ihn stutzig an diesem Unternehmen. Und so setzte er dem die ganze Ironie ebenso wie die ganze Begeisterung entgegen, deren er fähig war.

Plötzlich ist diese Stimme unter uns verstummt - mit der Person, die zu Gott zurückkehrte. Einige gibt es, denen sie noch lange im Ohre nachklingen wird. In seinen Liedern, in seinen Vorträgen, in seinen Gesprächen. Manchmal hat er von sich selber - in diesem Zusammenhang - gesprochen als einer vox clamantis in deserto, Stimme eines Predigers in der Wüste. Tatsächlich glaubte er Anzeichen für das »Wachsen der Wüste« auch in der Kirche zu erblicken. Da überfiel ihn Angst und Trauer. Da seufzte er:

Begreife, wer begreifen kann.
Wir knien im Staub, wir beten an.